

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 167 Bydgoszcz, 25. Juli Bromberg 1939


Julian Street:

# Wochenend auf Schloß Denbeck.



(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Während der Diener meinen Koffer in Angriff nahm, ging ich pfeifend im Zimmer auf und ab und versuchte, so zu tun, als sei ich mir seiner Gegenwart nicht bewußt; aber ich beobachtete ihn aus den Augenwinkeln, denn ich wollte die Gelegenheit wahrnehmen, einen Kammerdiener bei seiner Tätigkeit zu belauschen.

Er förderte meinen Smoking zutage, glättete ihn, hängte ihn über einen Bügel und trug ihn zum Schrank. Wie er die Schranktüre aufmachte, ergriff mich ein plötzlicher Schrecken. Hier, unverantwortlich schäbig und schlapp an einem Haken hängend, baumelte mein Morgenrock!

Er nahm ihn herunter.

Trotz meiner Bestürzung arbeitete mein Hirn fieberhaft. Wenn ich sagte, er gehöre nicht mir, würde er ihn wegnehmen. Sagte ich, er gehöre mir, so würde er entdecken, daß ich meine lilienweißen Hände mit der niederen Arbeit des Auspackens beschmutzt und, schlimmer noch, wieder eingepackt hatte. Ich entschloß mich für die erstere Lösung.

„Hier hängt ein Morgenrock, gnädiger Herr!"

Ich schaute ihn an und schüttelte gleichgültig den Kopf. „Jemand muß ihn dagelassen haben."

„Es gelang mir leider nicht, Ihren Morgenrock in Ihrem Koffer zu finden, gnädiger Herr."

„Hm, das ist komisch — sehr komisch."

Er untersuchte den Morgenrock.

„Der hier ist nicht Lord Wolfendales Morgenrock, gnädiger Herr. Das weiß ich bestimmt. Seine Lordschaft bewohnten diese Räume vergangene Woche. Ich erinnere mich gut an Seiner Lordschaft Morgenrock. Er war aus lavendelfarbenem Brokat."

„Er hatte vermutlich zwei", gab ich zu bedenken und sah angestrengt zum Fenster hinaus.

„In diesem Morgenrock steht der Name einer amerikanischen Firma, gnädiger Herr", fuhr er mit höflicher Beharrlichkeit fort. „Es war kein anderer amerikanischer Gast auf Schloß Denbeck, seit ich hier bin, gnädiger Herr." Ich fühlte deutlich, daß sein Ton besagen wollte: „Das alte Schloß geht eben vor die Hunde!"

„Zeigen Sie einmal her." Ich gab es auf.

Er überreichte mir den Rock. Ich drehte und wendete ihn nachdenklich.

„Wahrhaftig!" rief ich aus. „Es ist doch meiner. Es ist ein alter, den ich vergessen hatte. Nein, sowas! Wie in aller Welt glauben Sie, daß er hierher geraten ist?" Das war lediglich als Ausruf gedacht, aber der Diener nahm es lieber als Frage.

„Wirklich, gnädiger Herr, ich kann es nicht sagen, gnädiger Herr." Etwas in seiner Art schien hinzuzufügen: „Höflichkeit verbietet es!"

In einem letzten Bemühen, die Sache aufzuklären, murmelte ich etwas Unzusammenhängendes — was genau weiß ich nicht mehr — von „meiner Frau" und „Kopfweh". Ich hoffte die Geschichte damit erledigt, daß wir alles im unklaren beließen. Der Kammerdiener jedoch hatte eine verwirrende Art, militärische Haltung anzunehmen, wenn ich sprach, so daß jedem von mir geäußerten Wort eine übertriebene Wichtigkeit unterschoben wurde und mein letztes gestammeltes Selbstgespräch lediglich idiotisch klang. Nachdem er in aller Ruhe abgewartet hatte, bis mein Gefasel zu Ende war, sagte er: „Sehr wohl, gnädiger Herr. Danke sehr, gnädiger Herr", und indem er meine Schuhe an sich nahm, ging er zur Tür.

„Um wieviel Uhr soll ich wiederkommen, gnädiger Herr?"

Ich fragte mich, was er wohl meinte. Er sprach von Wiederkommen, ehe er überhaupt gegangen war.

„Um wieviel Uhr würden Sie sagen?" versuchte ich es auf gut Glück, um vorzufühlen.

„Um vier, gnädiger Herr?"

„Ja, um vier — ja, das ist eine gute Idee; um vier. Freilich. Vier wird genügen."

„Sehr wohl, gnädiger Herr. Danke sehr, gnädiger Herr. Vier."

„Vier; ja."

Er ging hinaus und ich schloß die Vier — die Tür, wollte ich sagen. Ich riegelte sie zu. Man gewöhnt sich bald daran, die Türen vor Kammerdienern zu verriegeln. Ich war im höchsten Grade nervös. Um meine Aufregung loszuwerden, tanzte ich ein bißchen herum, wobei ich mit gedämpfter Stimme sang:

„Die Tür um vier,
Um vier die Tür."

Mitten in dieser Vorführung trat Betty von der anderen Seite ein. Sie war zuerst erschrocken; aber ich erklärte es ihr. Sie war sozusagen bekammermädchent worden, während ich bekammerdienert wurde, hatte aber das Sichbedienenlassen weit weniger anstrengend gefunden. Das ist so Frauenart. Sie gewöhnen sich leichter an Kammerzofen als Männer — ich meine natürlich, als Männer sich an Kammerdiener gewöhnen. Kein rüstiger, sich selbst achtender Mann kann sich in einer einzigen Generation an einen Kammerdiener gewöhnen. Dazu bedarf es einer Erbkette. Aber ungeachtet der Unbequemlichkeit ist es die Pflicht jedes aus eigener Kraft emporgekommenen Millionärs, einen Kammerdiener zu haben, wobei er sich einstweilen mit dem Gedanken trösten kann, daß er damit den Grundstein zu einer Familie legt — indem er seinen Söhnen und Enkeln nicht nur Geld hinterläßt, sondern auch die Keimzelle jener Neigung zu Faulheit und Luxus, die als der Echtheitsstempel der Kaste gelten. Der Sohn wird einen Kammerdiener

gerne um sich haben; der Enkel wird unbedingt einen brauchen. Seine Kinderpflegerin wird ihn seiner Erzieherin übergeben, seine Erzieherin seinem Hauslehrer, sein Hauslehrer seinem Kammerdiener, dem das Amt obliegt, bis es ein Gefängniswärter übernimmt. Ihr seht, ich bin bitter in der Sache. Warum kam mein Kammerdiener um vier Uhr zurück? Und war vier Uhr nachmittags gemeint oder vier Uhr morgens?

Ich fragte Betty.

„Du meinst welche Vier und wofür?"

„Ja, Liebling. Ich wäre dir für einen Wink aufrichtig dankbar."

Betty hatte drei Jahre in einem teuren Pensionat verbracht, und ihre rasche Antwort bewies zu meiner Befriedigung, daß das Geld nicht unnütz ausgegeben worden war.

„Er kommt heute nachmittag um vier zurück, um dich zum Tee anzukleiden", sagte sie.

„Mich anzukleiden! Wie wird er das machen? Wo höre ich auf und wo fängt er an? Muß ich mich aufs Bett legen und mich von ihm in meine Sachen hineinbugsieren lassen oder kann ich ein bißchen nachhelfen, indem ich einen Arm oder ein Bein hebe?"

„Ich weiß es nicht genau", antwortete sie. „Wir lernten nichts über Kammerdiener bei Miß Spinks. Aber erinnere dich an Romane und Theaterstücke. Hat nicht der Kammerdiener in dem reizenden deutschen Stück, das wir vergangenes Jahr sahen, die Krawatte seines Herrn geknotet, seine Hosen hochgeschlagen und . . ."

„Aber meine Hosen sind schon hochgeschlagen", erhob ich Einspruch. „Er kann sie nicht noch weiter aufkrempeln. Ich lasse ihn nicht an meinen Hosen herumfummeln!"

„Nun du mußt dich, so gut du kannst, aus der Affäre ziehen, Liebling. Ich muß jetzt gehen und mich umziehen", sagte sie und überließ mich meinem Schicksal.

In dem Gefühl, daß es peinlich wäre, mich von dem Diener waschen zu lassen, begab ich mich sofort ins Ankleidezimmer und erledigte meine Waschungen. Dazu wenigstens würde er zu spät kommen. Ich war sauber, trocken und schon teilweise bekleidet, als pünktlich um vier Uhr sein Klopfen ertönte.

In den heißumstrittenen Morgenrock gehüllt, ließ ich ihn herein. Er brachte meine Schuhe und eine Kanne heißes Wasser. Ich hatte geglaubt, die Engländer benützten nie heißes Wasser; vielleicht glaubte er, die Amerikaner benützten nie kaltes.

„Ihr heißes Wasser, gnädiger Herr", sagte er.

„Danke, ich brauche keines", log ich in dem Wunsche, ihm zu zeigen, daß ich, obwohl Ausländer, nicht anders war als die Briten.

„Danke sehr, gnädiger Herr. Sehr wohl, gnädiger Herr." Er stellte die Kanne hin und stülpte eine bebänderte Haube mit einem verschlungen eingestickten „D" darüber. Dann ergriff er das Hemd, das ich weggelegt hatte. Nachdem er die Manschettenknöpfe herausgemacht hatte, zog er sie durch ein frisches Hemd, das er aus dem jammervoll kleinen Vorrat in der Kommodenschublade hervorgeholt hatte. Derweilen trollte ich im Zimmer herum, summte und beobachtete ihn vorsichtig. Er bürstete den Anzug, den ich getragen hatte, aus und legte ihn über einen Stuhl. Daraus erfah ich, daß von mir nicht erwartet wurde, ich würde zum Tee einen anderen Anzug anhaben.

„Wünschen Sie sich anzukleiden, gnädiger Herr?" fragte er, ergriff das Hemd und kam auf mich zu. Ich rührte mich nicht, sondern antwortete nur: „O, ja . . ."

Er trat heran, und indem er sich hinter mich stellte, ergriff er den Morgenrock am Kragen. Ich stand schlapp da und ließ ihn das Kleidungsstück abziehen. Daraufhin hob er das Hemd hoch und wollte es mir über den Kopf stülpen. Ich half ihm, indem ich die Arme hochhob und nach den Ärmeln fischte. Nachdem ich das Hemd anhatte, knöpften wir es gemeinsam zu. Ich hatte ihm eigentlich nicht beim Zuknöpfen helfen wollen, aber nachdem ich erst einmal die Arme erhoben hatte, verfiel ich in den Trott der Gewohnheit. Unsere Hände kamen sich höchst ungeschickt in die Quere.

„Zu viele Köche verderben den Brei", sagte ich im Bestreben, die Sache mit einem Scherz abzutun.

„Den Brei, gnädiger Herr? Wünschen Sie etwas Brei?"

„Nein, nein, ich habe nur ein altes Sprichwort zitiert."

„Sehr wohl, gnädiger Herr. Danke sehr, gnädiger Herr" Er dankte mir für alles und nichts. Es war zum Verrücktwerden.

Er suchte einen frischen Kragen aus, machte ihn am hinteren Knöpfchen fest und wiederum mühten wir uns vereint, ihn vorne einzuknöpfen. Nachdem ich einmal angefangen hatte, wollte ich meine Hände nicht herunternehmen, so als ob ich meinen Irrtum anerkenne.

Jetzt kam ein beunruhigenderes Problem. Er ging zum Stuhl hinüber, ergriff meine Hose und kam damit auf mich zu. Wie er herankam, faßte ich ihn ins Auge, so wie ein unbewaffneter Mann einen hungrigen Tiger ins Auge fassen mag. Sollte ich mich hinsetzen und in die Hose hineingeschoben werden? Galt es hoch- und in sie hineinzuspringen, wie er sie so aufhielt, um mich in Empfang zu nehmen?

Er gab mir das Kleidungsstück am Gürtelrand in die Hand, und indem er sich hinunterbeugte, hielt er die Beinöffnungen nur eben über den Boden. Aha, also so war das gemeint! Ich schlüpfte behend hinein, und wie meine Füße unten herauskamen, ließ er die Enden los. Nachdem das erledigt war, legte er mir die Hosenträger über die Schultern und machte sie fest. Ich beglückwünschte mich zu diesem Erfolg, als er fragte: „Welche Krawatte, gnädiger Herr?"

Ich wählte eine aus. Er zog sie durch meinen Hemdkragen. Ich wartete, aber er machte keinerlei Anstalten, sie zu knoten. Der Diener in dem Theaterstück, an das Betty mich erinnert hatte, knotete die Krawatte seines Herrn. Daran erinnerte ich mich genau. Das zeigt, wie weit man Theaterstücken und Romanen Glauben schenken darf. Sie sind keineswegs wie das wirkliche Leben. Ich ging zum Ankleidespiegel und band den Knoten. Derweilen stand der Mann in eisigem Schweigen daneben und hielt meine Weste und Jacke in Bereitschaft. Das gab mir das unangenehme Gefühl, gehetzt zu sein: ich schlang den Knoten schauerlich und hätte ihn gern noch einmal gemacht, aber ich brachte es nicht fertig, ihn länger warten zu lassen. Schlotternd ließ ich mich von ihm in Weste und Jacke stecken.

Ich war jetzt, soweit ich sehen konnte, angezogen. Warum ging er noch einmal zum Kleiderschrank? Er erschien wieder mit meinem über den Arm gelegten Smoking.

„Ich finde Ihren Frack und Ihre Pumps nicht, gnädiger Herr. Ich möchte sie gerne für heute abend bereitlegen, gnädiger Herr."

Ich besitze keinen Frack. Daheim in Canal Dover genügt ein Smoking für alle Zwecke. Was Pumps anbetrifft, so besaß ich keine mehr seit meiner Pennälertanzstunde. Aber ich wußte, daß es nicht anginge, das jetzt einzugestehen. Mit dem Versuch, erstaunt dreinzuschauen, rief ich aus: „Was, nicht da?!"

„Nein, gnädiger Herr."

„Seltsam, sehr seltsam", murmelte ich in nachdenklichem Ton, wobei ich mich fragte, ob wohl Blaubarts Schrank diesem so viel Sorgen bereitet hatte, wie mir der meine. „Ich muß sie vergessen haben. Ich denke, ich ziehe meinen Smoking und meine Lackschuhe an."

„Ich glaube, es sind leider auch keine Lackschuhe drin, gnädiger Herr", sagte er. Während ich noch verblüfft dieser Antwort nachsann, ging er wieder zum Schrank und kam jetzt mit den Schuhen, die ich gemeint hatte, zurück.

„Hier ist ein Paar Lackstiefel, gnädiger Herr." Er hielt sie hoch.

„Das sind die, welche ich meine", erklärte ich. „Wir in Amerika nennen das Schuhe."

„Aber das sind Stiefel, gnädiger Herr." Er hielt sie zum Beweis in die Höhe und sprach in seinem üblichen achtungsvollen Ton, aber etwas in seiner Art schien hinzuzufügen: „Nennt sie in Amerika wie ihr wollt — was sie in Wirklichkeit sind, ist Stiefel — Stiefel!"

Das gab mir ein seltsames Gefühl, niedergebügelt worden zu sein. Der amerikanische Adler regte sich in mir und gluckerte Einspruch.

„Ich verstehe sehr wohl“, begann ich würdevoll, „daß ihr hier herüben sie Stiefel nennt — es war mir nur aus dem Gedächtnis entfallen. Aber in Amerika nennen wir Stiefel diese Dinger, die bis hier heraufreichen — Sie verstehen, bis ans Knie oder höher.“ Ich fühlte, daß meine Stimme schrill und zittrig wurde.

„Jawohl, gnädiger Herr. Danke sehr, gnädiger Herr. Schaftstiefel. Aber ich glaube, Ihre Schaftstiefel sind ebensowenig drin, gnädiger Herr.“

„Nein, nein!“ rief ich. „Ich habe keine Schaftstiefel mit! Das meinte ich nicht! Ich wollte nur erklären, daß wir ganz einfach Stiefel sagen!“

Einen kurzen Augenblick lang schwieg er und hing seinen eigenen Gedanken nach. Dann: „Sehr wohl, gnädiger Herr. Danke sehr, gnädiger Herr. Sie wünschen sich um sieben Uhr umzuziehen, gnädiger Herr?“

„Ja, um sieben“, wiederholte ich, wie einer, der ein Stelldichein verabredet.

„Danke sehr, gnädiger Herr.“ Mit der Miene eines triumphierenden Kuriositätensammlers verließ er das Zimmer, meinen Smoking, meine Stiefel und den größeren Teil meiner Selbstachtung mit sich davontragend.

„Stiefel sind Stiefel!“ sagte Betty später. „Da hast du ganz England in einer Nußschale!“

Gemeinsam stiegen Betty und ich die prächtige Treppe hinunter und wurden unten von einem Bedienten einen langen Gang entlanggeführt, an dessen Ende der Blaue Salon gelegen war. Mit nur recht spärlichem Vergnügen sah ich ich jetzt unserem Wiedersehen mit den Denbecks entgegen. Nachdem ich gezwungen worden war, meinen Eindruck von ihrer „Gesellschaftsklasse“ vollkommen richtigzustellen, ertappte ich mich dabei, wie ich mein erstes Urteil über sie im allgemeinen noch einmal überprüfte. Waren sie wirklich warmherzig und aufrichtig gewesen? Ich war dessen nicht mehr so sicher. Ich fühlte, daß ich ihnen gegenüber befangen sein würde. Nicht jedoch Betty. Nein, weiß der Himmel! Betty ist immer unbeschwert. Der einzige Lichtblick in meiner Kümmernis war ihre anmutige Gestalt hier neben mir in einem hübschen geblümten Seidenkleid. Betty ist schlank und geschmeidig — vielleicht ein ganz klein wenig schlanker und geschmeidiger als ich. Ich kann sie nicht besser beschreiben, als indem ich sage, sie ist die anerkannte Schönheit von Canal Dover, und sieht aus wie ein Mädchen auf der Umschlagzeichnung einer Zeitschrift. Einfach zauberhaft! Das ist das Wort. Wenigstens hatte ich ihretwegen keine Sorgen, als wir den Blauen Salon betraten.

Mein Grübeln über unseren Gastgeber und unsere Gastgeberin war zu Ende, als ich sie zu Gesicht bekam. Es war, als hätten sie ihre Kleidung nicht gewechselt, seit wir zuletzt mit ihnen beisammen waren, sondern sie im Gegenteil schwer strapaziert. Denbeck glich in ergötzlicher Weise einem härenen Sack, und Frau Denbeck war ein liebenswürdiges, schwarz gekleidetes Bügelbrett. Sie scheinen die Geleckheit den Bediensteten zu überlassen, dachte ich, als ich einen Bedienten beim Servieren des Tees beobachtete. Während der leichten Jause frischten wir wieder Erinnerungen an die komischen Leute in der bayerischen Sommerfrische auf. Später bummelten wir durch die Gartenanlagen beim Haus, und als es Zeit war, uns zum Umkleiden fürs Abendessen zu trennen, fing ich an, mich in Eastherst Hall ganz daheim zu fühlen, wenn es auch ein Schloß war. Aber mein Glück währte nur kurz. Der Kammerdiener stand schon in meinem Zimmer und hatte mein gestärktes Hemd in der Hand, und nun hatte er auch mich.

Warum noch einmal die Irrungen und Wirrungen des Angezogenwerdens aufzählen? Es genügt zu sagen, daß deren viele waren und daß ich, als Betty anklopfte, um zu fragen, ob ich zum Hinuntergehen fertig sei, ja sagte. Das stimmte, was das Angezogensein betrifft; im übrigen aber war ich erhitzt, wütend und hilflos.

Noch einmal stiegen wir in das geheimnisvolle Inferno hinab. Meine Stiefel, wie ich sie jetzt bereitwillig nannte, knarrten und quietschten auf jeder Stufe. Durch die Salontüre drang der erschreckende Lärm vieler Stimmen. Es fand eine Abendgesellschaft statt, und wir kannten keinen Menschen! Sie würden mich anstarren, meinen Smoking, meine Stiefel! Meine Gefühle glichen denjenigen des Mannes, der den wohlbekannten bösen Traum hat, in welchem man splitterfasernackt eine Straße hinunterläuft. Gerade vor der Türe wurde dieses Gefühl in mir so stark, daß ich einen Augenblick stehenbleiben mußte.

„Um Gotteswillen, was tun wir?!“ stöhnte ich. „Ich geh da nicht hinein.“

Betty sah mich zurechtweisend an. „Vorwärts!“ befahl sie. Wie ein Soldat, der das Befehlswort hört und ihm gehorcht, wenn es auch den Tod bedeutet, trat ich ein.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Wie ich Mädchenhändler wurde.

## Heitere Skizze von Wilhelm Müller-Gordon.

„Weißt du, ich erkenne ja an, das es schön und lobsam ist, wenn du dir durch das Abschreiben meiner Manuskripte noch etwas nebenbei zu verdienen suchst, aber es wird mir nachgerade doch zu teuer, wenn das auf Kosten meiner Gesundheit geschieht. Sieh mal, du machst so viel Fehler, daß ich damit mehr Arbeit habe, als wenn ich es selbst schreibe.“

„Das war nun zwar übertrieben, aber immerhin sah meine Frau ein, daß ein sensitiver Schriftsteller zur Verzweiflung kommen muß, wenn seine Manuskripte nicht ganz fehlerlos abgeschrieben werden. Und das wußte sie: Sie mochte sich noch so sehr zusammennehmen, irgend ein Fehler unterlief ihr immer, und wenn sie ein Komma für ein Semikolon setzte, das ich dann auf acht Durchschlägen einzeln abändern mußte. Schrecklich — nicht wahr? — Also, es ging nicht mehr, ich brauchte eine Sekretärin, der ich auch mal etwas diktieren konnte, wozu meine Frau ja doch nie Zeit hatte.

So wurde also eine Anzeige erlassen: „Junge Dame wird von Schriftsteller als Sekretärin gesucht. Bedingung: perfekte Stenotypistin. Offerten usw.“

Nach einigen Tagen holte ich die eingegangenen Angebote von der Zeitungsexpedition ab. Es waren 864 Briefe; indessen tröstete mich das Zeitungsfräulein, der mein Gesichtsausdruck nicht zu gefallen schien, mit der Versicherung, daß bis zum Abend noch mindestens 800 und am nächsten Tage ebensoviel einlaufen würden.

Daraufhin bat ich mir einen Strick aus.

Aber das Fräulein war vorsichtig. Ich bekam nur einen Bindfaden, und auch der war so dünn, daß er zu nichts anderem zu gebrauchen war, als die 864 Briefe zu einem Paket zu verschnüren. Das Fräulein half mir dabei mit ihren geschickten Fingerchen.

„Schriftsteller scheinen bei Stenotypistinnen sehr beliebt zu sein,“ sagte ich schließlich.

„Ach, der Herr ist Schriftsteller?“

„Ich sehe gar nicht so aus, was?“

„Das wäre immer noch besser, als wenn Sie so aussähen und keiner wären.“

„Sehr niedlich gesagt. Wirklich. Das gibt mir zu hoffen mit jenem Minister, der eine Gastwirtsausstellung besuchte, in Zivil, verstehen Sie? An einem Stand erkundigte er sich über etwas. Der joviale Standinhaber fragt freundlich: „Och Budiker?“ — Darauf die Exzellenz: „Nee, ick seh' bloß so aus.“

Das kleine Mädchen lachte und ich zog meiner Wege.

An der Ecke stieß mich jemand an, mein Briefpaket entglitt mir und fiel zu Boden. Ein Knack, der Faden riß, und die Briefe quollen auf das Pflaster wie Kuchenteig. Die Fuhrwerke mußten stoppen. Einige hilfsbereite Menschen halfen mir beim Auflesen. Schupo erschien auch, vermutlich um sich zu überzeugen, daß ich kein falscher Briefkastenentleerer war.

Ein Junge, der auch half, sagte: „Och, lauter junge Damen! So ville jibt's ja janich!“

Ich wußte erst nicht, was er meinte, bis mir die Chiffre einfiel, die auf jedem Kuvert stand: „Junge Dame“.

Vielleicht war mein Lächeln nicht ganz unbefangen; jedenfalls fühlte sich eine dicke Madame veranlaßt, zu be-

merken: „Ja, ja, die Verheirateten, det sind die Schlimmsten!“

Dank meiner langen Leitung zog ich mir auch das nicht an.

„Na, wat sagen Sie denn dazu, Herr Wachtmeester?“ hörte ich sie noch im Weitergehen sprudeln.

Der Schupomann sagte gar nichts, aber er trat interessiert etwas näher, um meine Briefe zu beäugen. Na, mir konnte es recht sein. Auch auf seinen etwas sonderbaren Seitenblick reagierte ich nicht.

Schließlich kam ich doch glücklich mit meinen 864 jungen Damen nach Hause. Abends holte ich mir ungefähr dasselbe Quantum nach, und am nächsten Morgen waren es schon weit über 2000.

Die Hausbewohner warfen mir bereits fragende Blicke zu, und der Portier teilte mir mit, daß die Polizei sich nach mir erkundigt hätte.

„Warum?“

„Wer weeß, vielleicht sollen Se zum Schöffen oder sowat vorjeschlagen wer'n.“

Als ich meinen nächsten Briefpacken abholte, merkte ich, daß ich unter Beobachtung stand, und mittags hatte ich eine polizeiliche Vorladung für den folgenden Tag auf dem Tisch.

Meine Frau war außer sich, wie immer, wenn unsere väterlich gütigen Behörden sich meiner erinnerten.

„Was können sie nun wieder vor dir wollen?“ jammerte sie, worauf ich nur die tröstliche Antwort geben konnte: „Wenn ich wiederkomme, werden wir's beide wissen.“

Ich kam aber gar nicht wieder.

Vom Polizeirevier ging es zum Polizeipräsidium, und erst dort erfuhr ich, daß man inzwischen in meiner Wohnung Haussuchung halten müsse.

Das geschah auch gründlich, und das einzige, was dabei herauskam, war die Erklärung, die meine Frau erhielt, daß ich im Verdacht des Mädchenhandels stände. Verzeihung, nein: Meine zweieinhalbtausend junge Damen wurden beschlagnahmt und in einem versiegelten Sack aufs Polizeiprädium gebracht.

Nun, nachdem durch rechtzeitigen Zugriff jeder Verdunkelungsgefahr vorgebeugt war, begannen die peinlichen Verhöre.

Ob meine Frau mit meinem Vorhaben einverstanden sei?

Eigentlich nicht.

Aha! Also nicht mitschuldig.

Mitschuldig? Woran denn um Gottes willen?

Später! — Wer mich denn auf den Gedanken gebracht hätte mit dem Inserieren?

Aber das ist doch ganz natürlich und der übliche Weg für solche Zwecke.

So. Hm. Der übliche Weg. — Protokollieren wir! — Also meine Mitschuldigen wolle ich nicht nennen?

„Lassen Sie mich endlich mit Ihren Fragen in Ruhe. Ich habe ebenso viele Mitschuldige wie Sie selber!“

Abends kam ich nach Hause.

Also Mädchenhändler. —

Um die Scheidung kam ich noch herum.

Nur verreisen mußten wir bald. Und zwar, weil es einer Anzahl der jungen Damen geglückt war, meine Adresse herauszubekommen. Täglich wurde beim Portier nach mir gefragt.

„Fräulein, ick warne Ihnen, jehn Se nich ruff! Det soll' Mädchenhändler sind. Tatsache! Die Kriminal beobacht ihm!

Nicht alle ließen sich abschrecken. Einige wollten durchaus ihre Zeugnisse zurückhaben, die sie in unverzeihlichem Leichtsinn mitgeschickt hatten.

Also wir verschwanden.

Nach zwei Monaten kam der Bescheid, daß das Verfahren niedergeschlagen sei. Die beschlagnahmten Briefe ständen nach gleichzeitig verfügter Freigabe zu meiner Verfügung.

Ein verfahrenes Verfahren wieder einzurenken ist schwerer, als ein neues zu beginnen. Das merkte ich daran, daß ich wochenlang damit zu tun hatte, meinen jungen Damen höfliche Entschuldigungsbriefe zu schreiben. Aber es war schon das mindeste, was ich aus Standesrücksichten tun mußte, um mir und meinen Kollegen nicht ihre Sympathien zu verscherzen.



## Bunte Chronik



**Zusammengewachsene Zwillinge.**

Im Kreiskrankenhaus in Leitmeritz (Sudetengau) befindet sich eine Frau, die dieser Tage ein Mädchen-Zwillingspaar, das mit Brust und Bauch zusammengewachsen ist, zur Welt brachte. Die Mutter ist eine 26jährige Frau aus Hutzke bei Leitmeritz, die bereits zwei erbgesunden Kindern das Leben schenkte. Mit dem Zwillingspaar kam sie in ihrer Wohnung in Hutzke am Vortage ihres eigenen Geburtstages vollkommen allein und ohne Hebamme nieder. Zwei Tage später wurde sie mit den Kindern dem Kreiskrankenhaus zugeführt. Der Vater ist ein 29jähriger Maurer, der eine kleine Landwirtschaft betreibt.

Die Kinder sind mit dem Beginn des Brustbeines, unterer Teil, und dem ganzen Bauch zusammengewachsen, und zwar seitlich. Jedes Kind hat alle zum Leben notwendigen inneren Organe, die offenbar vollkommen getrennt voneinander funktionieren. Sie haben also zwei getrennte Herzen, zwei Mägen. Bei der Geburt wogen die Kinder 2,37 Kilogramm und waren 42 Zentimeter lang. Die Ärzte versichern, daß eine derartige Abnormität äußerst selten vorkommt. Die bekanntesten, lebenden zusammengewachsenen Zwillinge, die jedoch keine so intensive Verwachsung aufwiesen, waren die Siamesischen Zwillinge, die beim Trennungsversuche, nachdem sie ein Alter von etwa 40 Jahren erreicht hatten, zugrunde gingen. Die augenblicklichen Aussichten, die Zwillinge zu trennen, sind gering. Es muß, wie die Ärzte versichern, unter allen Umständen zunächst das für Operationen gefährliche Säuglingsalter abgewartet werden, aber auch dann wird die Frage der Trennung noch einer sehr ernsten Erwägung bedürfen.

**Prozeß um einen Regenbogen.**

Die Stadt Plyne in Kentucky hat eine Elektrizitätsgesellschaft verklagt, die seit einiger Zeit den Wasserfall des Plane-River ausbeutet. Über dieses Gewässer spannte sich früher ein wunderschöner Regenbogen, der stets der Hauptanziehungspunkt für die Fremden gewesen war. Seitdem aber das Kraftwerk in Betrieb gesetzt wurde, ist der Regenbogen verschwunden und mit ihm die undankbaren Reisenden und Ausflügler. Die Stadt Plyne hat nun das Elektrizitätswerk verklagt und verlangt nicht weniger als 25 000 Dollar Schadenersatz.



## Lustige Ecke



**Die neuen Damenhüte.**



„Wie schade, daß Sie nicht selbst sehen können, wie gut Sie dieses Modell kleidet!“

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmann T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.
Odpowiedzialny redaktor: w zast. Arnold Ströse.
Zarządzający zakładem graficznym:
Hermann Dittmann, Bydgoszcz.